

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1968
Léopold Sédar Senghor

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



François Bondy

Laudatio

Excellence et cher poète,

als Dichter, Linguist, Lehrer, Kulturphilosoph, politischer Schriftsteller, als französischer Abgeordneter und Minister, als afrikanischer Staatsmann, haben Sie stets die Methode des Dialogs gepriesen, den Sie in der negro-afrikanischen Tradition des Palavers, in der berbero-arabischen Tradition der Djemaa finden, und Sie haben diese Methode im Rahmen des Möglichen - das ist im politischen Kampf nicht das gleiche wie in der geistigen Auseinandersetzung - vorgelebt. In Ihrer zweifachen Bindung - zu den negro-afrikanischen Traditionen und zur französischen Kultur - haben Sie zugleich als Dichter und als öffentliche Persönlichkeit gewirkt; gerade in Frankreich gehört das zum Begriff der Literatur, wie er von Agrippa d'Aubigné über Voltaire bis zu Gide, Malraux und Sartre reicht.

Sie haben die Erfahrung der Fremde und der Neuerwurzelung gestaltet, der Zerrissenheit und der Versöhnung, und haben sie für andere fruchtbar gemacht. Innerhalb dieser historisch und persönlich bedingten Komplexität haben Sie die Treue zum Ursprünglichen bewahrt, das sich in Ihrer frühesten Dichtung in der traumhaften Atmosphäre einer glücklichen, entscheidend von der Mutter bestimmten Kindheit ausdrückt; vom Vater, Basile Djogoye Senghor, Grundbesitzer und Großhändler, zu dessen Viehbestand noch Dromedare gehören, erinnern Sie sich, wie er mit seinem Freund und Verwandten, Kumba Ndofene, dem König von Sine, Besuche und Geschenke austauschte. Das ist noch nicht das >Gespensterafrika< - >L'Afrique fantome< des Ethnologen Michel Leiris, nicht die >Afrique ambiguë<, das zwielichtige Afrika des Soziologen Georges Balandier, sondern näher der römischen >Africa portentosa<, näher jenem Afrika der Wunder, von dem Rabelais schrieb, von dorthier sei immer etwas Kostbares zu erwarten.

Ihr Afrika, Exzellenz, ist aber weder ein Mythos noch eine *tabula rasa*. Es ist auch nicht von den paar Jahrzehnten der Kolonialverwal-

tung so umgepflügt, daß fortan die Denunzierung dieses Kolonialismus eine positive Haltung ersetzen, zu einer produktiven Leistung hinreichen würde -niemand hat das so stark betont wie Sie. Zugleich ist dieses Afrika allerdings durch drei Jahrhunderte vielfältiger Beziehungen so umgeformt worden, daß auch dieses einwirkende Europa fortan zum afrikanischen Erbe gehört.

Ihre Lyrik, die sich von Ihrer Politik nicht trennen läßt, so sehr sie eigenen Gesetzen folgt, ist keine Flucht aus dieser Wirklichkeit gewesen. Ihr Realismus hat ohne Zweifel mit jener souveränen Selbstsicherheit zu tun, wie die frühe Kindheit sie begründete und wie sie in der vorkolonialen Zeit die Regel war, als afrikanische und europäische Reiche noch von keinem technologischen Abgrund getrennt waren.

Zwischen Habib Bourguiba, dem >Arabo-Berber<, um Ihre Einteilung zu verwenden, und Jomo Kenyatta oder Julius Nyerere, oder auch jenen Präsidenten des frankophonen Afrika, die bei aller revolutionären Ideologie so ruhmvoll dynastische Namen tragen wie Keita und Touré, sind Sie ein Staatsmann von besonderer Ausstrahlung, aber grundsätzlich von gleicher Art. In der modernen negro-afrikanischen Lyrik und Essayistik kommt Ihnen jedoch eine einzigartige Bedeutung zu; das bestätigen auch jene Kritiker, die den von Ihnen unermüdlich gekündeten Begriff der >Négritude< in Zweifel ziehen.

In der praktischen Politik kann ein einzelner niemals ein >Werk< vorweisen, das sich durchaus mit seinen Träumen, seinen Intentionen deckte. Deshalb sind bei Ihnen, als einem großen Vertreter des afrikanischen Friedensgedankens, auch die Visionen, die Ansätze, die Versuche zu würdigen, die über Ihr Wirken hinaus Vermächtnis an spätere Generationen bleiben. Gilt ein Gleiches nicht auch für zwei der schwarzen Träger des Friedensnobelpreises, Chief Albert Luthuli, der bis zu seinem Tod der Verfolgung ausgesetzt war, und den ermordeten Martin Luther King, der Priester war, wie Sie es einst werden wollten;

Sie haben sich lange Jahre bemüht um die Konföderation zwischen einem in die europäische Gemeinschaft eingebetteten Frankreich und einem seine großen Verwaltungseinheiten nicht verlierenden West- und Äquatorial-Afrika - als Abgeordneter, als Schriftsteller, als Minister, der vor dem Aufkommen der >Mikronationalismen<, vor der >Balkanisierung< gewarnt hat, aber schließlich doch den Restbestand dieser Einheit, die Zweier-Föderation mit Mali, aufgeben mußte, um sich auf die Wirklichkeit der >Sénégalité< zu konzentrieren, die Sie als Symbiose von >Africanité< und >Modernité< definiert haben. Als Abgeordneter waren Sie bereits über die Serer und Peul hinaus von Bürgern vieler Stämme gewählt - so der Woloff, der Toucouleur, der Mandingue. Nach Ihnen wuchs eine zahlreiche senegalesische Intelligenz über die Stammessolidarität hinaus. Als >Heimaten< nennen Sie selber nur die Stämme oder Ethnien, und Sie definieren die senegalesische Nation als eine durch den Staat bewirkte Verschmelzung dieser verschiedenen Heimaten. Ein Staat übrigens, dessen Planung auf genauen wirtschaftlichen Erhebungen gründet, wie sie auf dem Kontinent wohl einzigartig sind. Anstelle der föderativen Zusammenschlüsse, die Sie wünschten, blieb Ihnen der Dialog, die Wiederanknüpfung des Gesprächs, die Verständigung - mit Mali, mit Marokko, mit Guinea. In jedem dieser Fälle stellte sich wieder Vertrauen her, wo Spannung herrschte oder drohte. Über zwischenafrikanische Gebietsansprüche haben Sie etwas geschrieben, was weit über Ihren Kontinent hinaus zu beherzigen ist, nämlich : »Alle Grenzen sind künstlich, sogar in Europa. Sie wurden von der Geschichte eingezeichnet. Jenen, die sich auf die Geschichte berufen, um territoriale Änderungen zu fordern, wird man stets wiederum die Geschichte selber entgegenhalten können.«

Aus Umständen, die Sie anders gewollt hätten, haben Sie das Mögliche gemacht, und der Vergleich liegt nahe zum ersten deutschen Bundeskanzler, der eine überationale europäische Gemeinschaft erstrebte und nicht den Ruhm des Architekten eines neuen souveränen Staates. Hier sehen wir, wie die nicht verwirklichten Einsichten des Staatsmannes den Späteren mehr fruchten können als die von ihm selber noch eingebrachte Ernte. Neben der aufreibenden Arbeit des Staats- und Regierungschefs haben Sie vier Jahre hindurch und in allen Einzelheiten das große Festspiel der Negerkünste in Dakar

vorbereitet, das zwischen dem 30. März und dem 24. April 1966 stattfand und für die negro-afrikanische Kultur ein Markstein wurde sowie durch die Schaffung eines *corpus* ihrer Dokumente ein Beginn.

Einem Mann von so vielen und vielfachen Leistungen ist nicht mit einem Lob gedient, bei welchem der dazu bestimmte Redner nur die schlechte Nachahmung jener senegalesischen >griots< wäre, die den Fürsten und seine Ahnen poetisch rühmen, und keineswegs ein prophetisch inspirierter >Dyali<. Die in Westafrika noch lebendige Tradition des Bardens ist nicht übertragbar, und der Versuch würde Ihren stark entwickelten Sinn für Humor herausfordern. Sie selber sehen sich, in Berufung auf Goethe, den Sie einst als Kriegsgefangener im Stalag neben Plato im Text lasen, als schwarzer Grieche. Die Griechen aber wußten, daß man einen Politiker nicht vor seinem Ende rühmen darf. Aus dem Urgrund alteuropäischen Aberglaubens fürchte ich auch die Folgen solcher Panegyriken für den voreilig Gepriesenen. Erlauben Sie mir daher, der ich weder Dichter, noch Philologe, noch Staatsmann bin, sondern vor allem Leser - und in dieser Eigenschaft als Sprachrohr eines Vereins, der mit dem Buch zu tun hat, legimitiert -, von Ihrer Methode des Dialogs Gebrauch zu machen. Ich maße mir dazu um so eher das Recht an, als ich auch Sie als Leser kenne, als Abonnenten der Pariser Zeitschrift, mit der ich arbeite, der noch in seiner jüngsten Botschaft an die Nationalversammlung des Senegal auf zwei dortselbst erschienene Aufsätze eingeht. Leser waren Sie auch als Präsident der Jury, die für diese Zeitschrift den Preis der afrikanischen Novelle verteilte, und die beiden von Ihnen damals gewählten Novellen sind seither in Übersetzungen in etliche Anthologien aufgenommen worden. Hier darf ich daher aus eigener Erfahrung eine Eigenschaft hervorheben, die zu Ihrem Wesen gehört: die Aufmerksamkeit. Wenn Ihr Freund, der Dichter und Politiker Aimé Césaire aus Martinique - Schöpfer, wie Sie immer wieder hervorheben, des Begriffes der Négritude - eine eigene Kultur forderte, »damit wir im Rendez-vous des Gebens und Nehmens nicht mit leeren Händen erscheinen«, so ist eben dieses Gleichgewicht von Aufnahme und produktivem Wirken Ihr Kennzeichen. Im Sinn dieses Dialogs möchte ich die Frage nach der Négritude in den Mittelpunkt stellen, und zwar verbunden mit dem scheinbar entgegengesetzten genauso wichtigen Motiv der

>métissage<, der Misch- und Weltkultur, mit dem sie in einem Spannungs- und Komplementärverhältnis steht. Négritude ohne >métissage< wäre ein zwielfichtiger Begriff. Nie werde ich vergessen, wie mir einmal ein hoher Beamter in Pretoria das Wesen der Bantukultur erklärte, die so eigen, so substantiell, so herrlich sei, daß man ihre Träger nicht der Zersetzung durch weiße Universitäten preisgeben dürfe, sondern in bantustanischen Reservaten ihre besondere schwarze Seele in Reinheit bewahren sollte. Gewiß, das ist ein böses Zerrbild der Négritude - etwa wie wenn man eine Definition jüdischen Wesens durch einen Antisemiten mit der durch Martin Buber vergliche. Dennoch: Besonderheit kann immer auch Einkapselung bedeuten. Césaire selber hat später Protest erhoben gegen die Tendenz, die Schwarzen auf bestimmte Gefühle und Möglichkeiten zu spezialisieren. Die Gefahr solchen Mißbrauchs ist aber gerade durch den von Ihnen unablässig entwickelten Begriff der >métissage< ausgeschlossen. Daher dessen Bedeutung.

Doch stellt sich die Frage, ob diese von Ihnen gezeigte Verbindung von Négritude und Métissage nicht eine einzigartige persönliche Leistung ist, die nicht für ganze Völker in Zukunft gelebt werden könnte. Der Begriff der Négritude kommt ja nicht aus Afrika, sondern wanderte dorthin auf dem Umweg über Harlem, die Antillen, Guyana und Paris. Amerikanische Negerdichter wie Claude McKay und Langston Hughes und Antillesen stehen am Anfang. Vielleicht auch die Pariser »Revue du Monde Noir«, wo schon 1931 zu lesen war: »Wir wollen unter den Schwarzen der ganzen Welt ohne Unterschied der Nationalität ein intellektuelles und moralisches Band knüpfen, damit sie einander besser kennen, brüderlich lieben, ihre gemeinsamen Interessen wirksamer verteidigen und ihrer Rasse Ruhm einbringen«.

Noch in der von Ihnen herausgegebenen Anthologie schwarzer und madegassischer Dichtung sind - Ihr Übersetzer Janheinz Jahn hat es festgestellt - zehn Dichter aus dem karibischen Raum neben drei Senegalesen und drei Madegassen vertreten. Die Schwarzen Amerikas berufen sich auf ein legendäres Afrika als Ganzheit, weil sie als Abkömmlinge verschleppter Sklaven ihre genaue Herkunft meist nicht wissen konnten. Auch in der französischen Entdeckung des neuen Afrika stehen Schwarze aus der Neuen Welt an der Spitze, die als Dichter, aber

auch als französische Kolonialbeamte, Afrika erlebten. Allen voran René Maran, der den ersten Roman über Neger schrieb - Batouala -, was ihm den Goncourtpreis einbrachte und seine administrative Karriere zerbrach. Unter den Dichtern des karibischen Bereichs waren Aimé Césaire, Guy Tirolien - auch er Kolonialbeamter -, Jean Brière, Paul Niger, Léon Damas und Jacques Roumain. Mit ihnen haben Sie sich durch Zeitschriften wie »L'Etudiant noir« für das Leben verbunden.

Die Beziehung zwischen den Antillen und Senegal hatte vor dreihundert Jahren begonnen durch die Schaffung einer >Compagnie du Sénégal< auf den Inseln des Zuckerrohrs, die den Sklavenhandel förderte. Und sie führt auf seltenen Wegen bis zur antillesischen Abwandlung des Surrealismus, zur dichterischen Entdeckung des afrikanischen Urgrundes, der allerdings in Haiti - dem ersten unabhängigen Negerstaat der Neuzeit - im Wudukult überdauert hatte. »Wir suchen die Seele des schwarzen Landes, wo unsere Ahnen schlafen«, schrieb Guy Tirolien.

In Frankreich hatte die Négritude ihre Voraussetzung in der Entdeckung von Negermasken, von Jazz, von Negermärchen, durch Apollinaire und Cendrars, durch Derain, Gris, Braque und Picasso. Der neuen Negerlyrik war diese Revolution der Kunst förderlich.

Jean Paul Sartre schreibt im zu Recht berühmten Vorwort zu Ihrer Anthologie, hier seien die Weißen zum ersten Mal nicht mehr angesprochen. Dennoch waren diese Weißen die Mehrheit der Leser, und es ging Ihnen wie später den Schriftstellern des Maghreb, die für die Unabhängigkeit von Frankreich französisch und in Frankreich schrieben und mehr französische als nordafrikanische Leser erreichten und noch erreichten.

Mag die Négritude bei Aimé Césaire an den Surrealismus anknüpfen - »ich sehne mich nach der ganzen Größe des verlorenen Afrika« schreibt André Breton -, so ist sie bei Ihnen selber mit französischen literarischen Erlebnissen verschmolzen, mit Baudelaire, Barrès, Péguy, Proust und, politisch, mit dem Sozialisten Léon Blum, Autoren, zu denen Sie vor allem Ihr Freund seit der Studienzeit, Georges Pompidou, geführt hat. Sogar der französische Ahnherr des weißen Rassismus, Graf Gobineau, war Ihnen ein Anreger, bekannte er doch, daß die Neger »stärkere künstlerische Emotionen« hätten als andere Völker. Er gab sogar, wenn auch unwill-



lig, zu, daß manche Rassenmischungen der Kultur förderlich sein könnten. Von Maurice Barrès lasen Sie »Die Entwurzelten«, jenen Anruf an die Erde und die Toten, und Sie haben später geschrieben, daß Sie dem Rassismus als Bekenntnis zur mythischen Stimme des Blutes erst unter dem Eindruck des Hitlerismus im Stalag abgeschworen haben, ebenso wie Sie jene Meinung, die Sie dem Ethnologen Leo Frobenius dankten, wonach die Deutschen und die Afrikaner sich durch besondere Gemühtiefe von anderen Völkern unterschieden, durch den Umgang mit Goethe preisgegeben haben.

Die Négritude macht den ganzen Unterschied aus zwischen »assimiler« und »être assimilé«, wie Sie 1945 schrieben, zwischen selektivem Sich-Aneignen und restlosem Aufgehen in der anderen Kultur. An Definitionen hat es dieser Négritude nicht gefehlt. Janheinz Jahn nennt deren achtzehn in seinem Buch über neo-afrikanische Literatur; die Liste ist nicht abgeschlossen. Dem Hellenisten, dem Verehrer Goethes wird es nicht unlieb sein, wenn ich die Négritude als Entelechie verstehe, welche Goethe definierte als »ein Wesen, das immer in Funktion ist«. Sartres Bestimmung der Négritude als notwendige Negativität, als anti-rassistischen Rassismus, als Durchgangsstadium der Revolution und auch als überwiegend gegenchristlich, gilt für keinen Dichter in Ihrer Anthologie so wenig wie für Sie, der Sie Karl Marx als Humanisten hochschätzen und übrigens sehr genau gelesen haben, aber zugleich sich auf den Denker und Ethnologen Pater Pierre Teilhard de Chardin beziehen. Auch sind Sie wie Péguy, wie Claudel und Saint-John Perse ein Dichter der Aussage, der brüderlichen oder feierlichen Nennung, selten - aber dann heftig - der Ironie oder des Zornes, so wenn Sie sich schwören, das Reklamelachen des »Banania-Negers« an allen Mauern Frankreichs zu zerreißen.

Für Sie lag Afrika niemals »im Herzen der Finsternis«. Auch sind Sie nicht - im Sinne des früh verstorbenen Martiniquesen Frantz Fanon, der Botschafter des kämpfenden Algeriens und Ghanas wurde und der jetzt unter den Anhängern des »Black Power« in den Vereinigten Staaten intensiv gelesen wird - ein »Verdammter dieser Erde«. Sie sind ein königlicher Präsident. Vor vier Jahren sagten Sie in der Universität Straßburg: »Der Präsident verkörpert die Nation wie einst der Monarch »sein« Volk. Die Massen täuschen sich nicht, die vom »règne«, von der

Herrschaft eines Modibo Keita, Sékou Touré oder Houphouët-Boigny sprechen, in denen sie jeweils den durch das Volk bestätigten von Gott Erwählten sehen«. Ihren eigenen Namen haben Sie hier ausgespart, der vielleicht aus dem portugiesischen Senhor - Herr - stammt, worauf Sie in einem Gedicht recht humorvoll anspielen.

Senegalesen sind seit langem französische Vollbürger gewesen, und Saint Louis war ein Ort der Rassen- und Kulturmischung. Auch der hervorragende französische Pädagoge und Schöpfer der »Prospektive-Forschung«, Gaston Berger - Vater des Ballettschöpfers Maurice Béjart - stammt von hier. Lange bevor die Einwohner von Nizza und Savoyen Franzosen waren, sind es die Bürger der vier alten Gemeinden des Senegal gewesen. So ist das Afrika der Stämme und das der Berührungen mit Europa für Sie keineswegs eine Vergangenheit, die nichts als Protest und Abkehr herausfordert. »Hören wir auf« - schrieben Sie - »den Kolonialismus und Europa für alle unsere Übel verantwortlich zu machen. Genau das wäre ein Minderwertigkeitskomplex, wie ihn der Kolonialismus uns eingepflichtet hat, und wir dürfen uns nicht zu seinem Komplizen machen«.

Dem Linguisten, der Arbeiten über die Sprachformen der Serer und Wolof geschrieben hat, und dem Abgeordneten des Senegal war Afrika etwas anderes als jenen Schwarzen der Neuen Welt, die den Kontinent der Neger mit der Seele suchten - obwohl freilich solche Verklärung von der neuen Aufklärung ursprünglich nicht zu trennen war!

Ist nun die Négritude vor allem eine besondere Art der Wahrnehmung, der Sinnlichkeit, des Ausdrucks, des Rhythmus? Ist es der große Tamtam? Sie ist es und ist es wiederum nicht. Sie selber wünschen nicht, daß der Dichter und der Politiker getrennt gesehen werden, und auch die Dichter der Antillen und von Madagaskar, mit denen Sie sich fanden, sind zum Teil bedeutende Politiker geworden. Sie blicken aber als Schöpfer einer Nation über die Stämme und »Ethnien« hinaus, während die traditionelle Negerkultur eine Kultur von Stämmen ist - so zwielichtig auch dieser Begriff bleiben mag.

Die Berliner Festwochen von 1964 waren Afrika gewidmet, und die Ausstellung von Skulpturen, die wir dort sahen, ist hernach auch in Paris gezeigt worden. In der Einleitung zum Katalog dieser Ausstellung schrieb William Faggs : »Jede nur vorstellbare Art von Bildwerk

ist an irgend einem Ort Afrikas gestaltet worden. Die afrikanischen Stämme waren getrennte Welten, voneinander stärker unterschieden als europäische von chinesischer Kunst«.

Ist der Reichtum des schwarzen Afrika mit Hunderten von Stämmen, Sprachen, Kunstformen nicht eben an jenen Partikularismus gebunden, den die neuen Staaten Afrikas überwinden müssen? Aimé Césaire stellte noch den weißen Technikern und Erfindern den Neger als Tänzer gegenüber. Aber auch Dakar ist Afrika, und Sie selber fordern, die Studenten mögen sich praktischen Aufgaben zuwenden, Ingenieure werden. Dichter und Philosophen würden sich ohnehin finden, um die neue technische Welt zu feiern und zu deuten.

Zwischen den großen Traditionen - aber Sie selber bemerkten 1945, daß die »Bräuche und Sprachen sich mit unglaublicher Geschwindigkeit verwandeln« - und den neuen Problemen eines verstädterten Afrikas ist die Négritude vor allem, wie Sie es einmal sagen, »ein Knoten von Wirklichkeiten«. Sie ist nicht rückwärts gewendet, sondern tiefer in die Zeit zurückgreifend, um weiter vorwärts zu dringen. »Es kommt nicht in Frage, die Vergangenheit auferstehen zu lassen und in einem negro-afrikanischen Museum zu leben«, schrieben Sie 1959. In diesem Sinn gehören auch jene jungen afrikanischen Schriftsteller zur Négritude, die den Begriff in Frage stellen, um ein letztes Mal Goethe zu zitieren : »Was einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe«.

Vor 17 Jahren wurde hier mit gutem Grund ein Mann geehrt, dessen Leben mit Afrika verbunden war, und der sich dennoch Afrikas kulturellem Wesen streng verschlossen hatte: der Theologe und Arzt Albert Schweitzer aus Lambaréne. In seiner Ansprache gebrauchte der große alte Mann mehrmals den Ausdruck »die Primitiven und Halbprimitiven« und zeigte sich besorgt über das »Entstehen von Staaten, die an der höheren Kultur keinen Teil haben«. Sie selber haben oftmals gesagt, man dürfe sich nicht wundern, wenn die Staatswerdung in Afrika weder ruhig noch geradlinig vor sich gehe; ich zitiere aus einer Schrift von 1966: »Was mich wundert, ist, daß es nicht noch mehr Putsche in Afrika gibt. Letztes Jahr las ich während meiner Ferien die Geschichte der Herzöge der Normandie. Es gab unentwegt Kriege, Morde, und die Sitten waren rau. Denken Sie an die Geschichte der Kapetinger. Gleichfalls Kriege und Morde.

Frankreich brauchte tausend Jahre, England fast ebenso lange, um eine Nation zu werden. Man will, daß wir in wenigen Jahren Nationen werden. Zuviel der Ehre! Wir sind wie Ihr. Wir sind nicht mehr als Ihr. Wir müssen stolpern, wir müssen zurückfallen, wir müssen straucheln. Die Bildung einer Nation ist langwierig und schwer. Daher dürfen wir nicht den Mut verlieren«.

Albert Schweitzers Sorgen sind nicht gegenstandslos geworden - es genügt, Nigeria zu nennen -, aber seine Begriffswelt mutet bereits sehr ferne an. Kein Ethnologe verwendet mehr den Ausdruck »Primitive«, für den Melville Herskovits »Kulturen ohne Schriftsprache« vorgeschlagen hat. »Primitiv«, das ist keine brauchbare Kategorie zur Erfassung andersartiger Kulturen.

Wie steht es aber mit »unterentwickelt« einem Wort, das West und Ost ängstlich vermeiden. Sie, Exzellenz, halten sich nicht an dieses Tabu. In Ihrer Botschaft an die Nationalversammlung des Senegals kommt der Ausdruck »unterentwickelt« sehr häufig vor, und einmal sagen Sie, man solle sich eine »Bibliothek des Unterentwickeltseins« anlegen. Sie gebrauchen ihn unbefangen, weil er eine Aufgabe und einen Abstand ausdrückt, und sagten in diesem Sinn vor sechs Jahren : »Es wird keine von außen her als ein himmlisches Manna sich auf uns senkende Politik der Entwicklung geben ohne unsere eigene Arbeit und Organisation«.

Hier muß ich doch den »griot« spielen und festhalten, daß Ihre »Botschaften« über den Senegal Prosa vom Rang Ihrer besten Essays sind. Sie sprechen über die Notwendigkeit, den exklusiven Anbau der Erdnuß durch Anpflanzung von Reis, Baumwolle, Tomaten, Bananen, Ananas und Zuckerrohr zu korrigieren, ebenso prägnant wie in der Universität von Kairo über die Beziehung der negro-afrikanischen zu den semitischen Sprachen.

Im jüngsten Werk über Ihre Dichtung - sein Verfasser ist Okechukwu Mezu, ein Ibo - wird meines Wissens zum ersten Mal eine wichtige Beziehung erhellt: die zur Renaissance. Hier erst wurde mir klar, aus welchem Impuls Sie eine Einleitung zu einer Sammlung französischer Renaissancedichtung geschrieben haben. Denn Ronsard und du Bellay verteidigten das Recht, eine eigene neue Dichtungssprache zu entwickeln, die sich von der italienischen Tradition unterschied, und in dieser Erneuerung drücken diese Dichter oft die Sehnsucht nach der engen

Heimat der Kindheit aus - wie Sie selber es in Ihrer Dichtung tun. In der Tat darf in der Négritude eine Art Renaissance gesehen werden. Das ist aber eine Zeit, die Ideen als Ansätze und Arbeitshypothesen brauchte. So ist auch die gleitende Beziehung zwischen Négritude und *>métissage<* zu verstehen. Sie selber verankern sie weit in der Vergangenheit und rühmen Teilhard de Chardin, der zeigte, daß die Spezies Mensch zuerst in Afrika aufgetreten ist, aber ebenfalls, welche frühe positive Rolle die Rassenmischung gespielt hat. Für die Zukunft sehen Sie die *>métissage<* nicht als bloßen Vorgang, sondern als bewußte Entscheidung. »Zur *>métissage<*«, so schreiben Sie in *>Preuves<*, »braucht es Konfrontierung, Auswahl und Entscheidung. Es geht nicht darum, die weißen Werte anzunehmen, sondern bestimmte Werte auszusuchen«.

Sie selber sind Linguist und haben als *>grammairien<* die Verfassung der Vierten Republik sprachlich überarbeitet. Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen den autochthonen Sprachen und dem Französischen? Sartre schreibt eloquent über die Not des Afrikaners, der an die Sprache der Kolonialherren gekettet bleibt und damit auch an ihre Denkform. Positiv hat es der madegassische Dichter und Staatsmann Rabemananjara gesagt, der auf einem Kongreß von *>Présence Africaine<* ausrief: »Wir sind ein Kongreß von Sprachdieben. Mindestens dieses Verbrechen haben wir wirklich begangen. Die westliche Kultur trägt ihren Stein herbei zum Aufbau unseres Bewußtseins. Die Schwarzen sind intellektuell in dem Maß, in dem sie sich als Okzidentale sehen und beurteilen«.

Es gibt im Senegal extreme Ideologen wie Cheikh Anta Diop, die den afrikanischen Sprachen den Vorrang geben wollen. Er selber hat es unternommen, dem Woloff die fehlende moderne Terminologie zu geben. Aber nicht die Armut der *>Vernakularsprachen<* ist hier das Hindernis, sondern ihre Vielzahl und ihre Schattierungsfülle. In Ihrem Essay über die negroafrikanische Ästhetik schreiben Sie: »Charakteristisch für die Negersprachen ist der Reichtum ihres Vokabulars. Es gibt zehn, manchmal zwanzig Wörter, um einen Gegenstand zu bezeichnen, je nachdem er seine Gestalt, sein Gewicht, seine Dichte, seine Farbe wechselt. Im Fulfulde werden die Substantive in einundzwanzig ungeschlechtliche Genera eingeteilt. Aus einer Wurzel kann man im Woloff mit Affixen über 20 Verben bilden ... «

Um als Gebrauchssprache zu dienen, müssen solche Sprachen nicht nur ergänzt, sondern auf eine Art *>basic woloff<* und dergleichen reduziert werden, ihrer zahllosen Schwingungen und Nuancen beraubt, schon um der Übersetzbarkeit willen. Ihr eigener Vorschlag überzeugt, afrikanische Sprachen von der Schule an zu pflegen und für Dichtung zu brauchen, zugleich aber eine europäische Hochsprache vollendet zu beherrschen und niemals mit dem sogenannten *>petit nègre<* zu kontaminieren. Die Sprache erzieht, und »Erziehen«, so sagen Sie, »heißt zugleich verwurzeln und entwurzeln«. So verstehen wir, daß Sie mit dem Präsidenten Bourguiba zum Vorkämpfer der Frankophonie geworden sind. Diese Idee hat zugleich den praktischen Zweck, neben den Franzosen auch Kanadier, Wallonen, Welschschweizer, Luxemburger als Spezialisten, als Lehrer zu gewinnen und zwischen dem Maghreb und den verschiedenen Teilen des schwarzen Afrikas eine Brücke zu bilden. Ein F.L.N.-Führer des kämpfenden Algeriens sagte Ihnen einmal: »Sie und ich, wir sind die französische Kultur«.

Mag in dieser Sprache die Négritude nicht den vollkommenen Ausdruck finden - sie findet dafür die Kommunikation, die Resonanz, den Zugang zur Welt. Für den Dichter wie für den Staatsmann sind Selbstverständnis und Verständigung nicht zu trennen, und mangels der völligen Synthese ist ein Kompromiß immer noch besser als ein Abbruch. Auch lehnen Sie es ab, Französisch bloß als Vehikel zu bezeichnen. »Für mich«, so sagten Sie zu Armand Guibert, »ist, seit ich als Siebenjähriger *>confiture<* und *>chocolat<* sagen lernte, Französisch die Sprache geworden, die die natürliche Ausdrucksform meines Denkens ist«.

Sie haben Griechisch, Latein und Französisch an französischen Gymnasien gelehrt, afrikanische Sprachen an Pariser Universitätsinstituten. Das ist ein Sonderfall, aber in bescheidenerem Maß ist mindestens Zweisprachigkeit den meisten erreichbar. Von Ihren Dichtungen ist den Senegalesen wohl der Text der Nationalhymne am vertrautesten, wo es heißt : »Ein Volk, allen Winden der Welt zugewandt« und auch : »Der Bantu ist unser Bruder, und der Araber, und der Weiße«.

Können Besinnung auf den Ursprung und Ausblick auf die Mischkultur zusammengehen? Ihre Dichtung gibt eine Antwort. Sie schreiben in Rhythmen, die zugleich französische und

afrikanische Einflüsse spüren lassen, und stellen sich diese Dichtungen als Rezitationen vor, begleitet von afrikanischen Instrumenten, der Kora - einer Harfe, dem Balafong - einem Xylophon, und dem tama, dem tabala, dem talmbatt, dem mbalakh, dem ndeundeu, dem gorong, die verschiedene Instrumente des tamtam sind. So sind diese Gedichte mit ihrer rhythmischen Begleitung zugleich Négritude und Francité oder, wie Aimé Césaire es sagte : »Geben und Nehmen«.

Hier möchte ich zitieren, was Sie in einem Gespräch mit »Jeune Afrique« auf die Frage erwiderten, ob Sie je geträumt hätten, ein Weißer zu sein: »Dieser Traum hat mich schon derart erschüttert, daß ich gleich aufgewacht bin. Ich glaube, wenn ich ein Weißer wäre, hätte ich weniger zu tun. Was wollen Sie - die Weißen haben der Welt viel gegeben. Ich, im Gegenteil, da ich ein Schwarzer bin, habe alles zu geben. Ich ziehe das vor«.

Was diese zweifache Bindung im Tieferen meint, das haben Sie am Ende eines *woi* - einer Ode - namens »Botschaft« geheimnisvoller ausgedrückt, weshalb ich mit dieser Zeile auf Französisch und Deutsch schließen will: »Telles sont ma réponse et ma récade bicéphale: gueule du Lion et sourire du Sage«. In Jahns Übersetzung: »Dies meine Antwort und mein doppelköpfiger Botenstab: Rachen des Löwen und Lächeln des Weisen«.

Léopold Sédar Senghor

Dankesrede

L'Accord conciliant

Je voudrais, tout d'abord, dire, à Monsieur le Président Heinrich Liibke, combien sa présence parmi nous me touche au-delà de toute expression. J'y vois le témoignage d'une amitié personnelle, qu'il sait partagée, et, encore plus, celui d'une haute estime réciproque, mieux: d'une amitié entre nos deux peuples, maintenant tout entiers voués aux œuvres de coopération dans la paix.

Messieurs les Libraires, en vous disant ma gratitude pour l'insigne honneur que vous m'avez fait en me distinguant, je vous dirai, en même temps, ma confusion. J'en ai conscience, en effet, ce que vous avez voulu récompenser, ce sont moins mes mérites que mes intentions, moins les résultats que les efforts. Par-delà le Chef d'Etat et l'écrivain, votre distinction va au *Peuple sénégalais*. Car, dans une Afrique où régner encore, trop souvent, le racisme chez les Blancs et le tribalisme chez les Noirs, ce peuple a fait, de ses différences ethniques et socio-culturelles, une symbiose de richesses complémentaires.

Il n'empêche qu'elle est étrange, la cérémonie d'aujourd'hui. Voici que vous donnez le *Prix de la Paix* à un ancien prisonnier de guerre de l'Armée allemande, un prix qui reste, malgré tout, littéraire à un vieux militant de la *Négritude*. Etrange, vraiment, cette cérémonie, qui exprime bien ce temps de violence et de confusion, mais d'aube et de clarté, que nous vivons en cette seconde moitié du XXème siècle. Etrange donc et pourtant signifiante. Car ce poète-prisonnier, vous n'avez trouvé aucune parole de haine dans ses poèmes de guerre. Et le militant de la Négritude s'est voulu, en même temps, militant de la *Civilisation de l'Universel*.

*

Vous m'en excuserez, je ne vous ferai pas de <discours magistral> encore que je sois professeur de ma profession. Je ne vous ferai pas de

discours en trois points encore que j'aie dessein de conclure par une synthèse. Je ne puis, aujourd'hui, que vous dire mon expérience, *notre* expérience, à nous, Sénégalais et militants de la Négritude, dans la difficile mais féconde voie du <donner et recevoir>. Aussi le *je* et le *nous* alterneront-ils souvent, mais en convergence. Car c'est bien ce problème, celui même de la *Paix*, qui est au centre de notre dialogue. Ce faisant, je vous dirai, en même temps, de quelle aide nous a été l'expérience *allemande*.

Depuis la deuxième Guerre mondiale, tous les continents, toutes les races, toutes les nations, mieux: toutes les civilisations, nous sommes, *volentes*, engagés, sans retour, dans le processus de totalisation et de socialisation humaines. Pierre Teilhard de Chardin l'avait senti, déjà, entre les deux guerres, avant que les bombes atomiques, les avions supersoniques, les vaisseaux cosmiques et les satellites de communication n'eussent confirmé qu'il n'y a plus de terres inconnues ni ignorantes; qu'il n'y a plus de nations totalement indépendantes s'il y a encore des peuples qui se battent pour vivre indépendants ou, simplement, pour survivre. Mais, précisément, les affrontements, confrontations et contestations, les différends, les guerres, voire les famines ne seraient pas si dramatiques, parfois si tragiques, s'ils n'étaient à l'échelle des nations, des ethnies, des continents. Ce qui est la preuve que, grâce aux progrès de la culture, des sciences et des techniques, nous sommes devenus, au cours de ce siècle, ouverts les uns aux autres, proches les uns des autres, pressés les uns sur les autres, mêlés les uns aux autres, corps et âmes. La seule leçon à tirer de cette interdépendance planétaire est qu'il nous faut nous arranger à l'échelle de *l'Universel*: par et dans la Paix. Car la puissance matérielle des peuples développés est telle qu'elle peut, à tout moment, anéantir l'espèce humaine, cependant que la puissance de révolte des peuples sous-développés - les deux

tiers de l'humanité - n'est pas moins destructive.

Mais qu'est-ce au juste que la Paix? Avant de répondre à la question, je soulignerai que le concept de paix est à la base de la société, voire de l'ontologie nord-soudanienne. Dans toutes les langues de mon pays, les salutations et les «au revoir» tournent autour de la paix: «As-tu la paix?» «Reste en paix!»

Mais, pour le Nord-Soudanien, voire pour le Nègre-Africain, la paix n'est pas seulement une négation: <l'absence de guerre>. C'est surtout une situation positive: un jeu de rapports équilibrés, aussi bien intrapersonnels qu'interpersonnels. *Paix est synonyme d'ordre et d'harmonie*. Et le mot grec qui la rendrait le mieux est *di-kaiosýne* et non *eiréne*.

Pour le Nègre-Africain donc, l'Homme, dans sa vie individuelle et dans sa vie sociale, a pour vocation de réparer le mal, qui provient du désordre originel, en recréant l'ordre primordial de la création à l'exemple et image de Dieu: cet ordre qui est harmonie parce que justes proportions et participation de tous les éléments qui constituent la personne, la société, le monde, l'univers. La société est <en paix>, c'est-à-dire harmonieuse parce que juste, quand chaque personne et chaque groupe socio-culturel a sa part, joue son rôle dans celle-ci. Il y a mieux. Dans les langues sénégalaises, *beauté* est synonyme d'ajustement, d'équilibre et d'accord, comme, parfois, de *bonté*.

Nous passons, ainsi, d'une notion ontologique et morale à une notion culturelle. Rien ne doit être détruit ou seulement inemployé parmi les éléments qui constituent une personne, une société, un monde parce que la vie spirituelle, je veux dire la *culture*, comme la vie physique, est faite, précisément, du libre jeu de ces éléments, de ces *forces*, dont la nature est de toujours tendre à un équilibre, à une harmonie, à une *beauté*, qui est l'expression parfaite de la vie spirituelle.

*

Bien sûr, les militants de la Négritude n'ont pas découvert cette vérité du premier coup. Parce que la *situation coloniale* nous aveuglait sur nous-mêmes et sur les *Autres*, qui sécrétait comme deux taies sur nos yeux: complexe d'infériorité et ressentiment contre le Conquérant. Par un de ces retournements dialectiques qui font l'histoire des civilisations, ce sont les pays colonisateurs qui nous ont ouvert les yeux, dont vous

autres, les Allemands. Mais, vous le savez, ce furent, d'abord, dans mon cas, les Français.

Le Père-Directeur du Collège Libermann, à Dakar, ne cessait de nous le répéter: nos ancêtres n'avaient pas créé de civilisation. Ils ne nous avaient laissé qu'une <table rase>, sur laquelle il fallait tout bâtir. Aux jeunes contestataires que nous étions, qui réclamaient des <draps>, il répondait en nous renvoyant aux <pagnes> familiaux. Et il ajoutait cet argument massue, que nous nous laissions charmer par la musique des mots au lieu de nous attacher à leur substance : à leur signification. Ce qui était une preuve décisive de non-civilisation.

Je ne remercierai jamais assez l'ancien Père-Directeur, qui, en me forçant à la contestation et à la réflexion, fut le premier à me donner non par le nom, je dis: *l'idée de Négritude*. Car je sentais ce qui, dans ses propos, était vérité et erreur. Mes parents m'avaient élevé, avec mes frères et sœurs, dans la fierté de leur nom et de leur sang. Je sentais, j'avais vécu, dans mon enfance, une civilisation originale, que, maintenant, je définis: «un cheval et un fusil, une femme et une *kôra*^{*}, une noix de kola». Je parle d'une civilisation féodale, lyrique et commerçante: la *civilisation nord-soudanienne*.

Je sentais, qu'en effet, chez nous, le cœur l'emportait, trop souvent, sur la tête et que nous étions, pas exclusivement mais d'abord, sensibles aux qualités sensuelles des mots: à leurs timbres et à leurs rythmes. Et je prenais, alors, la résolution de tout comprendre en soumettant tout au crible de la raison critique - puisque nous étions, désormais, irrévocablement entrés dans le monde des Blancs européens. Je *sentais*, mais je ne trouvais pas mes arguments. J'allais les trouver dans le Paris de 1928. *Nous* allions les trouver. Car l'expérience personnelle que j'avais faite, d'autres jeunes hommes et jeunes filles la faisaient de leur côté: en Afrique, mais aussi en Amérique.

Vous devinez quelle fut notre éducation à Paris, au Lycée Louis-le-Grand et à la Sorbonne, avec des disciplines comme la linguistique, la philosophie et l'histoire, des exercices comme la dissertation et l'explication des textes. Tout cela dans la tradition du rationalisme le plus critique. Curieusement, ce furent mes premiers contacts vrais avec l'esprit allemand: avec les linguistes, les philosophes, les historiens allemands. Cu-

* *kôra*: instrument de musique entre la harpe et la guitare, qui accompagne les odes et les épopées.

rieusement, ce furent des Français - mes professeurs - qui m'apprirent à discerner et admirer, chez ces derniers, la rigueur de l'analyse et la puissance de la synthèse - malgré la détérioration progressive des rapports franco-allemands entre 1928 et 1934. C'est dire quelle était leur honnêteté intellectuelle. C'est aussi qu'au fond d'eux-mêmes, ils sentaient que l'esprit allemand, que l'âme allemande était complémentaire de la française. Mais ce n'était, unilatéralement, que puissance d'abstraction: *raison discursive*, que j'admirais, mais à distance. Car elle me laissait sur ma soif de connaître.

C'est à la fin de cette période, à la fin de mes études que je découvris - et les autres avec - l'autre face du génie allemand: de l'âme allemande au sens de C. G. Jung, pour qui *l'âme* est en même temps, *pensée et sentiment*. Ce fut surtout plus tard quand, jeune professeur, je revins aux sources, en poursuivant mes études dans les directions de l'ethnologie, singulièrement des civilisations négro-africaines. C'est alors que Paris et la France découvraient, à nouveau, le Romantisme allemand. Cette double découverte des civilisations négro-africaines et du mouvement du *Sturm und Drang* fut d'une importance décisive dans la formation du concept de *Négritude*. Du moins pour moi.

L'ethnologue allemand Léo Frobenius ne nous apprenait-il pas que tout peuple possède sa civilisation, qui est une structure mentale d'où procèdent ses sentiments et ses idées, ses mœurs et ses institutions, sa religion et son art? Et il nous démontrait que «l'idée du <Nègre barbare> est une invention européenne»; que le Nègre se caractérise par sa «faculté d'être *ému* par l'essence des phénomènes» - non par les faits - et de les exprimer dans un style «direct, âpre et grave»; qu'au demeurant, l'âme nègre est de la même famille que l'âme allemande. Et il est vrai que, si la caractérologie ethnique, avec le Professeur Paul Griéger par exemple, rattache les Allemands et les Nègre-Africains à deux *ethnotypes* différents, elle n'en reconnaît pas moins, aux uns et aux autres, parmi leurs caractères essentiels, une grande *puissance d'émotion* et une *égale force d'expression*.

Vous comprendrez quelle était notre émotion et, à la réflexion, notre fierté quand nous lisions Novalis et les poètes romantiques allemands. Ils étaient retournés aux sources germaniques du *Lied* et du *Märchen*, et ils chantaient la lune après le soleil, la nuit après le jour. Ils

chantaient la terre, tirant, des abysses de l'âme, les images archétypes sur-gies de la forêt de *l'Einführung*. Rien ne pouvait plus fortement nous encourager à poursuivre le retour à *l'Urafrika*.

La Guerre, avec ses furies de haines fratricides, ses monceaux de morts et de ruines, la Guerre allait nous montrer la voie de la paix vraie: celle de l'accord dynamique parce que conciliant. La Guerre, je dis: la *captivité*.

Prisonnier des Allemands, je fus bien obligé de les regarder, de les étudier de plus près, en confrontant les deux visions que je m'étais faites de ce grand peuple: l'une livresque, mais exaltante, l'autre concrète - je ne dirai pas réelle -, mais déprimante. Je poursuivis donc ma quête pendant deux ans. Et cette double expérience me fut salutaire par la découverte des classiques allemands et, en même temps, de l'Allemand concret, encore qu'il fût soldat et chargé de me garder.

Mais c'est en semblable situation, quand sont confrontées des ethnies ou des nations antagonistes dans des systèmes inhumains comme la guerre, la ségrégation, l'apartheid, c'est alors que surgit la *vérité humaine*. Cette vérité, que, par-delà l'ignorance et la peur réciproques, qui engendrent la haine, les hommes, livrés les uns aux autres, l'âme nue, découvrent, avec l'identité des *Autres*, leur immense besoin d'amour réciproque: de fraternité. Pourquoi on changeait les sentinelles tous les quinze jours et que je recherche, en vain, depuis vingt ans, les traces du Lieutenant Wuttke, qui me fit découvrir Johann Wolfgang Goethe.

Cette découverte fut, pour moi, d'une importance cruciale: pour la connaissance de l'Allemand, je veux dire la culture allemande; et pour la formation du *Nègre nouveau*. Car, s'agissant de l'Allemagne, la vérité d'un peuple est exprimée dans la plus haute expression de sa pensée et de son art: de son esprit. Dans son *classicisme*, qu'André Gide définit comme «un romantisme dominé». Et cette expression est à rapprocher de la phrase de Paul Valéry: «Tout classicisme suppose un romantisme antérieur». J'ajouterais: «parcequetout classicisme est l'expression d'une paix au sens négro-africain du mot, c'est-à-dire un accord conciliant entre éléments différents sinon contradictoires». Comme le prouvèrent les classiques de Weimar, et Goethe plus que tout autre.

Si donc Goethe est classique, c'est qu'il a

participé au mouvement du *Sturm und Drang*, qu'il a commencé par être romantique et qu'il l'est resté, dans son subconscient, jusqu'à sa mort. Romantique parce que, tournant le dos à l'imitation de l'étranger, il a décidé d'être lui-même en étant *allemand*, que, ce faisant, il s'adressait «directement au peuple, à son cœur, sans passer par le pressoir de la critique». Oui, il s'est d'abord adressé au peuple allemand, cœur à cœur, en retournant, avant Novalis, aux sources vives du *Lied* et du *Märchen*: aux forces obscures du désir et du sentiment, exprimées dans des images analogiques surgies de la terre et du ciel allemands. Mais ce romantisme a été dominé par Goethe dans un effort, rarement en défaut, de discipline intérieure dans sa vie et de rigueur formelle dans son art: pour tout dire, d'organisation méthodique, où le poète non seulement s'impose une prosodie et une métrique de plus en plus régulières, mais emploie les images - symboles les plus nettes dans l'expression la plus concise. Je parle de la *poésie* comme de l'essence même de tout art.

Si Goethe a été, ainsi, le premier à donner, à l'Allemagne, une poésie nationale digne de ce nom, ce fut non précisément en dépassant l'Allemagne, mais en exprimant l'âme allemande dans sa plus haute expression: dans la poésie. Goethe, mais aussi tous ses émules de Weimar. Comme l'écrivit Schiller dans un poème inachevé :

*L'Allemand doit tendre vers les sommets
De la nature et de l'idéal.
Il est en relation avec l'esprit des mondes.*

Il y a mieux. Cet idéal est partagé par les romantiques d'Iéna. Enracinés dans la germanité, ils se veulent citoyens de *l'Universel*. Ils veulent bâtir un monde de la Culture, une cité de l'émulation, où l'Allemand apportera le meilleur de lui-même : une tension de la terre nocturne vers le ciel étoilé, une passion qui chante son amour de l'absolu:

«Plus célestes que ces étoiles scintillantes nous paraissent les yeux infinis que la Nuit a ouverts en nous. »

*Himmlischer, als jene blitzenden Sterne,
dünnen uns die unendlichen Augen, die die
Nacht in uns geöffnet.*

Mais, avant de m'acheminer vers ma conclusion, je voudrais revenir sur l'accord conciliant que Goethe a réalisé dans et par sa personnalité. Je ne dis pas l'équilibre entre l'écrivain et

le politique, l'artiste et le savant, pas même entre l'allemand et l'européen, encore qu'il ne faille pas négliger celui-ci, je dis cet équilibre plus intérieur, plus essentiel, entre la germanité et la *latinité*, mieux, *l'hellénité*: entre l'ombre verte de la forêt germanique et la lumière bleue de la Mer Méditerranée.

*

«Chacun doit être grec à sa façon», écrivait Goethe. C'est la leçon que je médite plus de vingt ans et sur laquelle je voudrais terminer.

On m'a enseigné, au Lycée, voire en Sorbonne, que le *miracle grec*, c'était, en quelques siècles seulement - alors que l'homme existe depuis un million d'années -, l'introduction de la lumière dans la nuit primordiale grâce à la *raison discursive* qui cherche, découvre et classe les faits. Cette raison qui va du fait à l'idée, du particulier au général, de l'ignorance à la connaissance de la vérité ; cette raison donc qui est à la base de la science, de la transformation de la nature et, partant, de l'action efficace.

Cependant, le miracle grec, ce ne sont pas seulement les philosophes et les savants, pas seulement Aristote et Archimède, mais encore les poètes et les dramaturges : mais Pindare, Eschyle, Aristophane. Le miracle, c'est ce théâtre qui est poésie, cette poésie qui est musique et danse, paradoxalement, mais non sans raison, comme en Afrique noire.

Non sans raison, en effet. Déjà, sur les bancs de la Faculté, nous avons remarqué, et pas seulement chez Homère, l'ambivalence du sentiment et de la raison, du *thymós* et du *noûs*, ainsi que leurs constantes interférences. Ce qui, en définitive, a fait le miracle grec, ce sont, sous l'action du *logos*, les échanges symbiotiques qui se faisaient entre *thymés* et *nous*, raison intuitive et raison discursive. Car le *logos* est plus que mot statique; il est, toujours, opération de dévoilement et d'équilibre à la fois; il est, comme le dit Martin Heidegger, pour citer un de ses commentateurs, «rassemblement de l'étant dans sa totalité», par quoi on arrive à la vérité de *l'être*. Car le *logos*, chez les Grecs, était encore parole humide, parole créatrice.

Le miracle, c'est que les Grecs n'ont pas mutilé l'Homme comme l'ont fait les hommes de la Renaissance et des temps modernes, qui ont lancé l'idée du <nègre barbare>, quand Hérodote regardait les Noirs comme les hommes <les plus

beaux> et Homère les disait <irréprochables>. C'est que les Grecs ont voulu faire, de *l'Homme*, un être intégral dans l'équilibre de ses vertus et l'harmonie de ses réalisations: corps et âme, passion et volonté, désir et amour; par-dessus tout, *raison-regard* et *raison-toucher*. Le miracle est qu'ils ont découvert l'idée dans le sentiment, le sentiment dans l'image, et, pour tout dire, le conscient dans l'inconscient, je veux dire le *sub-conscient*.

Car Aristote lui-même, le père du rationalisme, est loin d'avoir négligé la raison intuitive, qu'il a nommément mentionnée dans *l'Ethique à Nicomaque*. Et qu'est-ce, son *nous poietikés*, qui est «supérieur en nature à tout ce qui est dans l'homme», sinon *l'intuition créatrice*, à qui Jacques Maritain a consacré un de ses meilleurs ouvrages. En quoi Aristote rejoint son maître Platon. Pour celui-ci, en effet, la *Muse*, c'est-à-dire, la <folie> du poète, la raison intuitive, qui est supérieure à la raison discursive, est le plus beau don des dieux. Et, si Platon nous propose de chasser les poètes de la Cité, c'est, vous le devinez, par ironie socratique.

Pour Goethe et les classiques de Weimar, c'était, là, la grande leçon à tirer du miracle grec. Il y a une autre leçon qu'en tirent les militants de la Négritude et qui nous permet, à l'Université de Dakar, de lire les écrivains grecs, et même latins, d'un regard neuf! C'est celle du *métissage culturel* - biologique au demeurant, mais ceci n'est pas l'essentiel. On le sait maintenant, lorsque les Grecs abordèrent les rives de la Méditerranée, guerriers indo-européens durs et lucides, efficaces parce qu'organisés, ils ne trouvaient pas un vide culturel, mais une civilisation déjà brillante, qu'ils assimilèrent après l'avoir vaincue et qui fut l'un des éléments de leur miracle. *L'Homo mediterraneus*, qui avait créé cette civilisation, était un métis de toutes les races - d'Europe, d'Asie, d'Afrique - qui avaient occupé, successivement, les rivages et les îles de la Méditerranée, dont les Négroïdes du Capsien.

*

Messieurs les Libraires allemands, si je vous ai bien compris, en créant le *Prix de la Paix*, vous avez voulu, vous aussi, être grecs à votre façon, plus exactement, à celle de Johann Wolfgang Goethe. C'est sans doute pourquoi, vous avez décidé de le remettre, toujours, à Francfort-sur-le-Main, dans sa ville natale.

Je vois, dans le choix de la ville, une autre signification. Cette ville de Francfort est au milieu de l'Allemagne, comme l'Allemagne au milieu de l'Europe. Entre les Celtes et les Slaves, leurs cousins par l'âme, entre les Scandinaves, leurs frères, et les Méditerranéens, qui leurs sont complémentaires, les meilleurs des Allemands ont voulu, toujours, que la civilisation allemande fût un mouvement d'enracinement et d'ouverture en même temps, ce qui est la définition même de la Culture.

Messieurs les Libraires, vous continuez cette haute tradition du génie allemand. En couronnant, aujourd'hui, un homme d'Afrique, vous voulez, à l'exemple du Gouvernement fédéral, entrer dans le vaste mouvement convergent qui pousse les hommes et les nations à couvrir toute la planète d'un réseau de solidarités actives. Pour que règne la Paix.

Nous Sénégalais, nous Nord-Soudaniens, que la géographie, la préhistoire et l'histoire, enfin les races mêlées situent sous les tropiques, entre la forêt vierge et la Mer Méditerranée, il y a une génération maintenant qu'ayant analysé notre *situation*, nous l'avons acceptée, et décidé de jouer notre rôle de paix. A la Négritude du ghetto et du ressentiment, nous voulons substituer celle de l'enracinement dans *l'Ur-Afrika* et d'ouverture à la Méditerranée, qui est, aussi bien, le chemin de l'Asie que de l'Amérique. *L'équilibre par complémentarité des contradictions*, nous avons décidé de le *réaliser* en chacune de nos personnes, mais aussi d'aider à son accomplissement dans chaque nation. C'est ainsi que s'édifiera, que s'édifie, déjà, par étapes, cette *Civilisation de l'Universel* qui sera l'œuvre d'ensemble de toutes les civilisations différentes parce que de tous les continents, de toutes les ethnies, de toutes les nations. Quand je dis <toutes les nations>, j'entends que toutes, jusqu'aux plus petites, choisissent, en dehors de toute ingérence des grandes puissances, leur voie de développement original. Ce qui implique leur *liberté* aussi bien politique que culturelle.

Mais, pour que toutes les nations, notamment celles du Tiers Monde, puissent apporter, au rendez-vous, toutes leurs richesses spirituelles, toutes leurs <énergies dormantes>, il est nécessaire que la *paix économique*, règne, d'abord, sur la terre. C'est, là, le grand problème de justice internationale que la *Conférence des Nations Unies pour le Commerce et le Développement* n'a pas encore résolu. Il ne peut y avoir

la paix, parce qu'il ne peut y avoir de justice, quand un même travail, un même bien, un même service est rémunéré à des prix différents suivant qu'on est puissant ou faible, européen ou africain, nord-américain ou latino-américain. C'est le problème de la détérioration des termes de l'échange.

Mais la cérémonie de ce matin dans la ville natale de Goethe, notre présence en Allemagne nous dit qu'il faut *espérer*: que, si rien n'est perdu pour la coopération culturelle - tout au contraire -, rien non plus ne l'est pour la coopération économique dans l'égalité, qui est la condition de celle-là. Je dis : rien n'est perdu, pas même pour la coopération politique, malgré la rumeur des armes qui, en Europe, remonte du fond des vieux ressentiments. Nous désespérons d'autant moins de voir la paix régner sur le monde que le Gouvernement fédéral a gardé son sang-froid, comprenant quel était le rôle de ce grand peuple que sont les Allemands. Il a compris que ce rôle était de faire triompher, mais dans les conférences et assemblées internationales, cet idéal d'équilibre harmonieux et d'accord conciliant, pour tout dire, de *paix*, si heureusement défini par les esprits allemands les plus grands.

Nous savons, cependant, que cette lutte, cette croisade en faveur de la Paix requiert le concours de toutes les nations: des petites comme des grandes. C'est pourquoi le Sénégal est présent parmi vous. Soyez remerciés de l'avoir accueilli avec tant d'honneur, mais surtout tant de fraternité.

Léopold Sédar Senghor

Dankesrede

Die Versöhnung der Gegensätze

Zunächst möchte ich Herrn Bundespräsident Lübke sagen, wie sehr es mich - mehr als ich mit Worten ausdrücken kann - bewegt, daß er heute unter uns weilt. Ich sehe in seiner Anwesenheit das Zeugnis einer persönlichen Freundschaft, die ich, wie er weiß, erwidere, mehr noch: das Zeichen einer hohen gegenseitigen Wertschätzung, ja das Unterpand einer Freundschaft zwischen unseren beiden Völkern, die sich heute voll und ganz den Werken der friedlichen Zusammenarbeit widmen.

Ihnen, meine Herren Buchhändler, muß ich zugleich mit meinem Dank für die hohe Ehre, die Sie mir mit dieser Auszeichnung erweisen, auch meine Beschämung gestehen. Was Sie freundlicherweise mit diesem Preis bedenken, sind - dessen bin ich mir durchaus bewußt - weniger meine Verdienste als meine Absichten, nicht so sehr meine Leistungen als vielmehr meine Bemühungen. Über den Staatschef und den Mann der Feder hinaus gilt Ihre Auszeichnung zudem auch dem *senegalesischen Volk*. Im selben Afrika, in dem immer noch allzuoft bei den Weißen das Rassen- und bei den Schwarzen das Stammesdenken vorherrscht, hat es dieses Volk verstanden, seine völkischen, sozialen und kulturellen Unterschiede in einer Symbiose zu überwinden, in der sich all diese verschiedenartigen Reichtümer gegenseitig ergänzen.

Das alles hindert nicht, daß die heutige Feier etwas Merkwürdiges an sich hat. Da geben Sie den *Friedenspreis* einem ehemaligen Kriegsgefangenen der deutschen Wehrmacht, einen Preis, der immerhin als literarischer Preis gemeint ist, einem alten Vorkämpfer der *>Négritude<*, der kulturellen und politischen Eigenständigkeit des Negertums. Eine wahrhaft merkwürdige Feier, die doch so gut unsere Zeit der Gewalt und Verwirrung und zugleich der anbrechenden Morgendämmerung und Klarheit kennzeichnet, diese zweite Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, die wir gemeinsam erleben. Seltsam also und doch

bezeichnend und nicht ohne Sinn. Denn auch in den Kriegsgedichten dieses Dichters und Gefangenen werden Sie kein Wort des Hasses gefunden haben. Und jener Vorkämpfer des Negertums legte großen Wert darauf, zugleich auch ein Vorkämpfer der künftigen *Weltkultur* zu sein.

*

Sie werden mir verzeihen, wenn ich Ihnen hier keine *>Vorlesung<* halte, auch wenn ich von Beruf Lehrer und Professor bin. Ich werde Ihnen auch keinen wohlgegliederten Vortrag mit einem *>erstens<*, *>zweitens<* und *>drittens<* präsentieren, obwohl ich vorhabe, mit einer Synthese zu schließen. Ich vermag Ihnen heute nur von meiner, von *unserer* Erfahrung als Senegalesen und Vorkämpfer des Negertums auf dem schweren, aber fruchtbaren Weg des *>Gebens und Nehmens<* zu berichten. Das *ich* und das *wir* werden daher oft wechseln und einander ablösen, aber doch so, daß beide auf ein gemeinsames Ziel hin konvergieren. Denn im Zentrum dieses Dialogs steht eben das Problem, von dem heute die Rede ist, das Problem des *Friedens*. Und während all dessen will ich Ihnen zugleich berichten, welche Hilfe uns auf diesem Weg die Erfahrungen Deutschlands geleistet haben.

Seit dem zweiten Weltkrieg sind wir - alle Kontinente, alle Rassen und alle Völker - *no-lentes-volentes*, ob wir wollen oder nicht, und ohne die Möglichkeit einer Umkehr in den Prozeß der Totalisierung und Sozialisierung der Menschheit hineingeraten, durch den diese zu einem einzigen Ganzen und einer einzigen Gesellschaft zusammenwächst. Schon in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen hat dies Pierre Teilhard de Chardin vorausgefühlt, bevor uns die Atombomben und Überschallflugzeuge, die Raumfahrzeuge und Nachrichtensatelliten bestätigten, daß es keine unbekanntes und keine von

der Welt abgeschlossenen Länder mehr gibt, daß keine Nation mehr völlig unabhängig ist, auch wenn noch manche Völker für ihre Unabhängigkeit oder schlicht und einfach für ihr Überleben kämpfen. Aber die Herausforderungen, Spannungen und Streitigkeiten, die Auseinandersetzungen, die Kriege, ja die Hungersnöte wären nicht so dramatisch und zuweilen so tragisch, wenn sie sich nicht eben auf dieser Ebene der Nationen, der Völkerschaften und Kontinente abspielten. Und dies ist wiederum der Beweis dafür, daß wir uns - dank den Fortschritten der Kultur, der Wissenschaften und der Technik - im Laufe dieses Jahrhunderts mit Leib und Seele einander geöffnet haben, daß wir einander nahegekommen, daß wir zusammengedrängt und miteinander vermischt worden sind. Wir können aus dieser planetarischen Interdependenz, dieser planetarischen gegenseitigen Abhängigkeit nur eine einzige Lehre ziehen: daß wir uns auf dieser selben *Weltebene* miteinander verständigen müssen - im Frieden und durch den Frieden. Denn die materielle Macht der entwickelten Völker ist so groß, daß sie in jedem Augenblick die ganze Menschheit vernichten kann; und auch die unterentwickelten Völker - die zwei Drittel der Menschheit ausmachen - verfügen über eine Macht zur Auflehnung und zum Aufstand, die nicht weniger zerstörerisch sein kann.

Aber was ist - genau besehen - eigentlich >Frieden<? Bevor ich auf diese Frage zu antworten versuche, möchte ich darauf hinweisen, daß der Begriff des Friedens die Grundlage der Gesellschaft, ja die Grundlage der Ontologie der Nord-Sudanesen bildet. In allen Sprachen meines Landes geht es bei Gruß wie bei Abschied stets und immer wieder um den Frieden: »Hast Du Frieden?« begrüßen wir uns etwa. »Bleibe im Frieden!« heißt es zum Abschied.

Für den Nord-Sudanesen, ja für den Schwarzafrikaner ist Friede jedoch nicht nur eine Negation, eine bloße >Abwesenheit von Krieg<. Friede ist zunächst und vor allem ein positiver Zustand: die freie Entfaltung ausgewogener Beziehungen und ausgeglichener Verhältnisse, sowohl im Innern des einzelnen Menschen wie zwischen den verschiedenen Menschen. *Friede ist gleichbedeutend mit Ordnung und Harmonie.* Und das griechische Wort, das ihm am besten gerecht würde, ist nicht >*eiréne*< (εἰρήνη), sondern *dikaiosýne* (δικαιοσύνη), die >rechte Fügung<.

Für den Schwarzafrikaner ist es somit der

Beruf des Menschen, sowohl in seinem Eigenleben als auch in seinem Zusammenleben mit den anderen Menschen das Erbübel wieder gutzumachen, das aus der mit seinem Ursprung als Menschen zusammenhängenden Verwirrung der Ordnung entstanden ist, indem er nach dem Beispiel und dem Vorbild Gottes die anfängliche Ordnung der Schöpfung neu schafft, eine Ordnung, die Harmonie ist, weil an ihr alle Elemente der Person, der Gesellschaft, der Erde und des Weltalls im rechten Verhältnis teilhaben. Die Gesellschaft lebt >im Frieden<, d.h. in einem auf der rechten Fügung ruhenden Einklang, wenn alle Einzelpersonen und alle gesellschaftlichen und kulturellen Gruppen ihren gerechten Anteil an ihr haben und ihre wahre Rolle in ihr spielen können. In den senegalesischen Sprachen ist *Schönheit* gleichbedeutend mit Maß und Fügung, mit Gleichgewicht, Einklang und zuweilen sogar *Güte*.

Wir gelangen so von einem ontologischen und geistig-sittlichen zu einem kulturellen Begriff. Unter den Elementen, die eine Person, eine Gesellschaft, eine Welt konstituieren, darf keines zerstört werden oder auch nur brachliegen, denn das geistige Leben - und das heißt die *Kultur* - besteht wie das physische Leben eben aus dem freien Spiel dieser Elemente und *Kräfte*, die ihrem Wesen nach stets nach Gleichgewicht, Harmonie und *Schönheit* streben, in welcher das Leben des Geistes seinen vollkommensten Ausdruck findet.

*

Natürlich haben die Vorkämpfer der >Négritude<, des Negertums im oben angedeuteten Sinn, diese Wahrheit nicht sofort und von vornherein entdeckt. Wir waren blind gegenüber uns selbst und gegenüber den *anderen* durch die *koloniale Situation*, die sozusagen zwei blinde Flecken in unseren Augen schuf: die Schwären unseres Minderwertigkeitskomplexes und unseres Ressentiments gegen die Eroberer. Durch eine jener dialektischen Wendungen, die die Kulturgeschichte ausmachen, waren es dann jedoch gerade die Kolonialländer, darunter auch Ihre deutsche Heimat, die uns schließlich die Augen öffneten. In meinem Fall freilich sind es, wie Sie wissen, zunächst die Franzosen gewesen.

Ein europäischer Geistlicher, der Leiter des >Collège Libermann<, eines Priesterseminars in

Dakar, wurde nicht müde, uns immer von neuem zu wiederholen, daß unsere afrikanischen Verfahren keine Kultur geschaffen, sondern uns nur eine >tabula rasa<, eine völlige Leere hinterlassen hätten, von der ausgehend man alles erst neu schaffen müsse. Die jungen Widerspruchsgeister, die wir damals waren, uns, die wir glaubten, ein ordentliches Leinengewand beanspruchen zu können, stieß er ständig auf die Ebene unseres herkömmlichen >Lendenschurzes< zurück. Dazu kam dann das holzhammerartig vorgetragene Argument, wir ließen uns von der Musik, vom Klang der Worte bezaubern, statt uns an ihre Substanz, ihre Bedeutung zu halten - was natürlich eindeutig bewies, daß wir keine Kultur hatten.

Ich werde dem alten Pater und Leiter unseres Seminars nie genug dafür danken können, daß er mich zu Widerspruch und Nachdenken zwang und damit zwar nicht dem Namen, aber doch der Sache nach, auf den *Gedanken der >Négritude<*, der Eigenart und Eigenständigkeit des Negertums, brachte. Denn ich fühlte sehr wohl, was an seinen Behauptungen wahr und was an ihnen falsch war. Meine Eltern hatten mich ebenso wie meine Geschwister im Stolz auf ihren Namen und auf ihre Abkunft erzogen. Ich fühlte sehr wohl und hatte es in meiner Kindheit erlebt und erfahren, daß hier eine eigenständige Kultur war, eine Kultur, die ich heute zu kennzeichnen versuche als »un cheval et un fusil, une femme et une kôra*, une noix de kola« (»ein Pferd und ein Gewehr, eine Frau, eine Kora, und eine Kolanuß«).

Ich meine eine Kultur, die von feudalen Strukturen, von Gedicht und Lied und vom Handel bestimmt ist, die *Kultur des nördlichen Sudan*.

Ich hatte freilich auch in der Tat das Gefühl, daß bei uns allzuoft das Herz über den Verstand siegte, und daß wir, wenn auch nicht ausschließlich, so doch zunächst und in erster Linie auf die sinnlichen Eigenschaften der Worte hörten: auf ihren Klang und ihre Farbe, ihren Rhythmus und ihre Struktur. Und da wir inzwischen unwiderlich in die Welt der europäischen Weißen eingetreten waren, beschloß ich damals, künftig alles dadurch zu begreifen, daß ich es mit dem Sieb des kritischen Verstandes prüfte. Meine eigenen Argumente *fühlte* ich zwar, fand sie aber

* Die Kora ist ein Musikinstrument zwischen Harfe und Gitarre, mit dem Oden und Heldengedichte begleitet werden.

erst später im Paris des Jahres 1928. Oder besser: Nicht ich, sondern *wir* fanden dort diese Argumente, denn die Erfahrung, die ich persönlich gemacht hatte, hatten ebenso auch andere junge Männer und Frauen in Afrika, aber auch in Amerika, machen können.

Sie können sich leicht ausmalen, welche Art von Bildung wir in Paris im Lycée Louis-le-Grand und an der Sorbonne erhielten, mit Fächern wie Sprachen, Philosophie und Geschichte und mit Aufgaben wie Aufsatz und Textinterpretation, alles in der Tradition eines Rationalismus, der so kritisch wie nur irgend möglich war. Seltsamerweise kam ich jedoch gerade dort zum ersten Mal wirklich mit dem deutschen Geist in Berührung: mit deutschen Sprachforschern, deutschen Philosophen und deutschen Historikern. Und interessanterweise waren es - trotz der zunehmenden Verschlechterung der deutsch-französischen Beziehungen in den Jahren 1928 bis 1934 - Franzosen, d.h. meine Lehrer, die mich lehrten, bei jenen Deutschen die Strenge der Analyse und die Kraft der Synthese und Zusammenschau zu erkennen und zu bewundern. Sie mögen daraus ersehen, wie groß die intellektuelle Redlichkeit meiner Lehrer war, wobei sie freilich im Grunde ihrer Seele auch fühlten, daß der deutsche Geist und die deutsche Seele eine komplementäre Ergänzung des französischen Geistes und der französischen Seele waren. Was ich jedoch einseitig bewunderte, war lediglich das Abstraktionsvermögen und das *diskursive Denken*, wenn auch ein wenig aus der Distanz, denn es ließ meinen Wissensdurst ungestillt.

Erst am Ende jener Periode und am Ende meines Studiums entdeckte ich - zusammen mit anderen Kameraden - das andere Gesicht des deutschen Geistes, der deutschen Seele im Sinne von C. G. Jung, für den die *Seele* das *Denken und Fühlen* zugleich umfaßt. Und es war vor allem noch später, als ich als junger Lehrer zu den Quellen zurückging und meine Studien auf völkerkundlichem Gebiet, insbesondere im Hinblick auf die schwarzafrikanischen Kulturen, fortsetzte. Eben damals entdeckten Paris und Frankreich von neuem die deutsche Romantik. Diese gleichzeitige Entdeckung der schwarzafrikanischen Kulturen und der deutschen Bewegung des *Sturm und Drang* war, zumindest für mich, von entscheidender Bedeutung für die Herausbildung des Begriffs der *Négritude*.

Lehrte uns nicht der deutsche Völkerkundler

Leo Frobenius, daß jedes Volk seine *eigene* Kultur besitzt, d. h. eine geistige Struktur, aus der die Gefühle und Gedanken, die Sitten und Einrichtungen, die Religion und die Kunst dieses Volkes hervorgehen? Er bewies uns, daß »die Vorstellung vom barbarischen Neger ... eine Schöpfung Europas«* ist; daß der Neger durch seine Fähigkeit gekennzeichnet ist, sich nicht von den Tatsachen, sondern »vom Wesen der Erscheinungen« *bewegen* zu lassen und diese in einem »unmittelbaren, ungekünstelten und ernsten« Stil auszudrücken; und daß im übrigen die Seele des Negers mit der deutschen Seele verwandt ist. Bei der Beschreibung der Volkscharaktere werden die Deutschen und die Schwarzafrikaner zwar zum Beispiel bei Paul Grieger zwei verschiedenen *Volkstypen* zugeordnet, beiden werden jedoch nichtsdestoweniger als wesentliche Züge ihres Charakters eine große *Fähigkeit zur Gefühlsbewegung* und eine ebenso große *Ausdruckskraft* zugesprochen.

Sie werden verstehen, wie tief wir bewegt und beim Nachdenken auch stolz waren, als wir Novalis und die deutschen Dichter der Romantik lasen. Sie waren zu den germanisch-deutschen Quellen des *Lieds* und des *Märchens* zurückgekehrt, sie besangen nach der Sonne den Mond, nach dem Tag nun auch die Nacht. Sie besangen die Erde und holten aus den Abgründen der Seele die archetypischen Bilder hervor, die aus dem Waldesdämmer der *Einführung* emporstiegen. Nichts konnte uns stärker ermutigen, unseren Weg der Rück- und Heimkehr nach *Ur-Afrika* weiter fortzusetzen.

Der Krieg mit seinen Furien des Bruderhasse und seinen Hekatomben von Toten und Ruinen sollte uns dann den Weg des wahren Friedens zeigen: den Weg des dynamischen, weil in friedlicher Auseinandersetzung erfolgenden Ausgleichs der Gegensätze (*accord dynamique parce que conciliant*). Der Krieg, das heißt hier: die *Gefangenschaft*.

Als Gefangener der Deutschen mußte ich ihnen notwendigerweise ins Auge blicken, mich näher mit ihnen befassen und die beiden Bilder einander gegenüberstellen, die ich mir von diesem großen Volk gemacht hatte: das eine war ein romantisches, aber übertriebenes, das andere ein konkretes - ich will nicht sagen das wirkliche -, aber ein recht bedrückendes Bild. So setzte ich meine Suche nach dem wahren Bild zwei Jahre

lang fort, wobei sich diese zwei verschiedenen Erfahrungen als recht hilfreich erwiesen, indem ich zugleich die deutschen Klassiker und den konkreten Deutschen entdeckte, auch wenn der letztere Soldat war und mich bewachen mußte.

Aber gerade in solchen Situationen, wenn sich gegnerische Stämme oder Völker in unmenschlichen Systemen wie dem Krieg, der Rassentrennung oder der Apartheid gegenüberstehen, kommt die *menschliche Wahrheit* zutage. Die Wahrheit, daß über alle haßerzeugende gegenseitige Unkenntnis und Furcht hinaus die Menschen, wenn sie mit entblößter Seele einander ausgeliefert sind, zugleich mit dem Selbst der *anderen* ihr gewaltiges Bedürfnis nach gegenseitiger Liebe, d. h. nach Brüderlichkeit entdecken. Weswegen man die Wachen alle zwei Wochen ablöste und ich seit zwanzig Jahren vergeblich nach den Spuren von Leutnant Wuttke suche, der mir zur Entdeckung von Johann Wolfgang Goethe verhalf.

Diese Entdeckung war für mich von ganz entscheidender Bedeutung: einmal für das Verständnis des deutschen Wesens, das heißt der deutschen Kultur, und zweitens für die Herausbildung des *neuen Negertums*. Denn was Deutschland betrifft, so drückt sich das wahre Wesen eines Volkes in der höchsten Gestalt seines Denkens und seiner Kunst, d.h. seines Geistes aus, in seiner *Klassik*, die André Gide eine >gebändigte Romantik< (un romantisme dominé) nennt. Diese Formulierung erinnert an den Satz Paul Valérys: »Jede Klassik setzt eine vorhergehende Romantik voraus.« Ich möchte hinzufügen: Weil jede Klassik einen Frieden im schwarzafrikanischen Sinn des Wortes darstellt, d.h. einen versöhnlichen Zusammenklang (*accord conciliant*) zwischen verschiedenen, wenn nicht gar gegensätzlichen Elementen. Was eben die Klassiker Weimars - und Goethe besser als jeder andere - bewiesen haben.

Wenn also Goethe ein Klassiker ist, dann deswegen, weil er zuvor an der Bewegung des *Sturm und Drang* teilnahm, weil er zunächst Romantiker war und es in seinem Unterbewußtsein bis zu seinem Tod geblieben ist. Romantiker war er, weil er der bloßen Nachahmung des Fremden den Rücken kehrte und beschloß, er selbst zu sein, indem er *Deutscher* war, und weil er sich dabei »unmittelbar an das Volk und an das Herz des Volkes wandte, ohne den Umweg über die Kelter der Kritik« zu gehen. Ja, er hat sich zunächst und vor allem an das deutsche

* Leo Frobenius: Kulturgeschichte Afrikas. (I. Aufl. 1933) Zürich 1954, S. 14

Volk gewandt, von Herz zu Herzen gesprochen, indem er noch vor Novalis zum lebendigen Quell des *Lieds* und des *Märchens* zurückkehrte, zu den dunklen Kräften der Sehnsucht und des Gefühls, wie sie sich in den aus der deutschen Erde und dem deutschen Himmel erwachsenen Bildern und Gleichnissen ausdrücken.

Diese Romantik ist jedoch von Goethe in einer selten versagenden Bemühung um innere Disziplin in seiner Lebensführung und um formale Strenge in seiner Kunst gebändigt worden, ich möchte sagen: in einer systematischen Bemühung um die Gestalt, bei der sich der Dichter nicht nur immer strengeren Regeln der Sprachmelodie und des Versmaßes unterwirft, sondern die klarsten Symbole im knappsten Ausdruck zu Wort bringt. Ich spreche hier von der *Dichtung* als dem eigentlichen Wesen der Kunst.

Wenn Goethe auf diese Weise der erste war, der Deutschland eine dieses Namens würdige Nationaldichtung schenkte, dann geschah dies eben nicht, indem er über Deutschland hinausging, sondern indem er die deutsche Seele in ihrer höchsten Gestalt, in der Dichtung, zu Wort brachte. Das gilt für Goethe, aber auch für alle seine Schüler und Nacheiferer in Weimar. Wie Schiller im Entwurf zu einem Gedicht über den Deutschen notierte*:

*Nach dem Höchsten soll er streben;
Die Natur und das Ideal.
Er verkehrt mit dem Geist der Welten.*

Mehr noch: Auch die Romantiker in Jena teilten das gleiche Ideal. Bei aller Verwurzelung im deutschen Wesen wollten sie doch zugleich *Weltbürger* sein. Sie suchten eine Welt der Kultur, ein Reich des edlen Wettstreits zu errichten, in das der Deutsche das Beste einbringen sollte, was er zu geben hat: Die Spannung zwischen der nachtumwobenen Erde und dem gestirnten Himmel, die Leidenschaft, die seine Sehnsucht nach dem Absoluten besingt:

*»Himmlischer, als jene blitzenden Sterne,
dünnen uns die unendlichen Augen, die die
Nacht in uns geöffnet.«***

* Aus dem Entwurf »Deutsche Größe« von 1797. Sämtliche Werke I, München 1958 (Große Hanser-Ausgabe), S. 476

** Novalis: Hymnen an die Nacht, I. Druckfassung aus der Zeitschrift »Athenäum«. Novalis Schriften I, Stuttgart (1960), S. 133

Bevor ich einen Schluß aus meinen Überlegungen zu ziehen versuche, möchte ich nochmals auf die Harmonie der Gegensätze (l'accord conciliant) zurückkommen, die Goethe in seiner Person zu erreichen vermochte. Ich meine hier nicht das Gleichgewicht zwischen Schriftsteller und Politiker, zwischen Künstler und Gelehrtem und nicht einmal zwischen Deutschem und Europäer, obwohl man all dies nicht übersehen darf, sondern einen noch innerlicheren, wesentlicheren Ausgleich zwischen deutschem Wesen und *Latinität* oder besser zwischen Deutschtum und *Griechentum*: zwischen dem grünen Schatten der germanischen Wälder und dem blauen Licht des Mittelmeers.

*

»Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's«, schrieb Goethe. Seit mehr als zwanzig Jahren denke ich über diese Lehre Goethes nach, und sie soll auch der Ausgangspunkt für meine Schlußüberlegungen sein.

Man hat mich auf dem Gymnasium, ja auf der Sorbonne gelehrt, daß das griechische Wunder darin bestanden habe, durch das *diskursive Denken*, das Tatsachen sucht, entdeckt und klassifiziert, nach einer Menschheitsgeschichte von rund einer Million Jahren in wenigen Jahrhunderten das ursprüngliche Dunkel der Schöpfung mit der Helle des Geistes erleuchtet zu haben. Durch das diskursive Denken, das von der Tatsache zur Idee, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Nichtwissen zur Erkenntnis der Wahrheit fortschreitet; durch ein Denken, das somit der Ursprung der Wissenschaft, der Verwandlung der Natur und demgemäß alles zweckmäßigen und erfolgreichen Handelns ist.

Das griechische Wunder besteht jedoch nicht nur aus den Philosophen und Gelehrten, nicht nur aus Aristoteles und Archimedes, sondern auch aus den griechischen Dichtern und Dramatikern, auch aus einem Pindar, einem Äschylus oder einem Aristophanes. Das Wunder ist eben dieses Theater, das Dichtung, und diese Dichtung, die Musik und Tanz ist, paradoxerweise, aber nicht ohne Grund und nicht ohne Sinn und Verstand (non sans raison), wie in Schwarzafrika.

Nicht ohne Sinn und Verstand, in der Tat. Schon in den Hörsälen der Universität hatten wir - und nicht nur bei Homer - die Gleichwertigkeit

sowie die ständige Überlagerung von Gefühl und Verstand (raison), von *thymós* (θυμός) und *nous* (νοῦς) bemerkt. Was letzten Endes das griechische Wunder ausmacht, ist - unter der Einwirkung des *logos* (λόγος) - der sich in einer Symbiose vollziehende Austausch zwischen *thymós* (θυμός) und *nous* (νοῦς), zwischen intuitivem Verstehen und diskursivem Begreifen. Denn dieser Logos ist mehr als nur feststellende Rede (mot statique), er ist immer zugleich ein Geschehen der Entbergung und des entbergend-verbergenden Ausgleichs; er ist, wie Martin Heidegger, einer der Interpreten dieses Logos, gesagt hat, »die Versammlung des Seienden im Ganzen«, von wo es dann nicht mehr weit zur *Wahrheit des Seins* ist. Denn dieser *Logos* war bei den Griechen noch flüssige, ungeronnene Rede und schöpferisches Wort.

Das Wunder besteht darin, daß die Griechen nicht den Menschen verstümmelten wie die Renaissance und die Neuzeit, die die Vorstellung vom »barbarischen Neger« in die Welt gesetzt haben, während noch Herodot die Schwarzen für »die schönsten« aller Menschen hielt und Homer sie »ohne Fehl und Tadel« nannte. Daß die Griechen den *Menschen* als Ganzes sahen, im Gleichgewicht seiner Anlagen und im Einklang seiner Lebensäußerungen: von Leib und Seele, Ergriffenheit und eigenem Zugriff, selbstsüchtiger Begierde und selbstloser Liebe sowie vor allem von dem am Auge und am Aussehen orientierten *begrifflichen Vorstellen* (raison-regard) und dem am Greifbaren orientierten *mitführenden Vernehmen* (raison-toucher). Das Wunder besteht darin, daß sie die Idee und den Begriff im Gefühl, das Gefühl im Bild und, womit alles gesagt ist, das Bewußte im Unbewußten bzw. im *Unterbewußten* entdeckt haben.

Denn auch Aristoteles selbst, der Vater des Rationalismus, hat das anschauende, intuitive Denken (raison intuitive) keineswegs vernachlässigt und in seiner *Nikomachischen Ethik* ausdrücklich erwähnt. Und was ist sein *nous poietikós* (νοῦς ποιητικός) - »seinem Wesen nach das Höchste im Menschen« - anderes als die *schöpferische Anschauung* (intuition creatrice), der Jacques Maritain eines seiner besten Werke gewidmet hat. Wobei Aristoteles sich wieder seinem Lehrer und Meister Platon anschließt: Für diesen ist die *Muse*, d.h. die »Entrücktheit« des Dichters, das anschauend-vernehmende Denken (raison intuitive), das über dem diskursiven Denken steht (raison discursive), das schönste

Geschenk der Götter. Daß Platon die Dichter aus seinem Staat vertreiben will, ist, wie Sie leicht erraten können, nur sokratische Ironie.

Für Goethe und die Klassiker von Weimar war dies die große Lehre, die sie aus dem griechischen Wunder ziehen konnten. Es gibt jedoch noch eine andere Lehre, die die Vorkämpfer der Négritude, des Negertums im oben angedeuteten Sinn, aus demselben griechischen Wunder ziehen und die uns auf der Universität Dakar erlaubt, die griechischen und sogar die lateinischen Autoren mit neuen Augen zu lesen! Ich meine die *Mischung der Kulturen* (die übrigens - obwohl dies nicht das Wesentliche ist - zugleich eine biologische Mischung war). Wir wissen heute, daß die Griechen, als sie als harte, hell-sichtige *und* durch ihre Organisation erfolgreiche indoeuropäische Krieger die Küsten des Mittelmeeres erreichten, nicht eine kulturelle Leere, sondern eine schon glanzvolle Kultur vorfanden, die sie nach ihrem Sieg in sich aufnahmen und die eine der Komponenten des griechischen Wunders war. Der »*homo mediterraneus*«, der diese Kultur geschaffen hatte, war ein Mischling aus den verschiedensten - europäischen, asiatischen und afrikanischen - Rassen, die nacheinander die Küsten und Inseln des Mittelmeers bevölkert hatten und zu denen auch die negroiden Träger des Capsien* gehörten.

Wenn ich Sie recht verstanden habe, meine Herren Buchhändler, dann wollten auch Sie bei der Stiftung des *Friedenspreises* »auf Ihre Art« oder besser nach Goethes Art »Griechen sein«. Ich nehme an, daß Sie deswegen beschlossen haben, die Verleihung des Preises regelmäßig in Goethes Geburtsstadt Frankfurt vorzunehmen.

Ich sehe jedoch in der Wahl dieser Stadt noch einen anderen Sinn. Die Stadt Frankfurt liegt im Herzen Deutschlands, so wie Deutschland im Herzen Europas hegt. Eingespannt zwischen ihren seelischen Vettern, den Kelten und Slawen, zwischen ihren Brüdern, den Skandinaviern, und ihrer komplementären Ergänzung, den Mittelmeervölkern, haben die besten Vertreter Ihres Vaterlandes die deutsche Kultur stets als ein gleichzeitiges Streben nach Bodenständigkeit und nach Weltoffenheit verstanden, was ja auch zugleich das Wesen aller Kultur ausmacht.

Sie, meine Herren Buchhändler, setzen diese edle Tradition des deutschen Geistes fort.

* Nordafrikanische Kulturstufe (etwa 5000-4000 v. Chr.), benannt nach dem klassischen Ort Gafsa, in der Antike Capsa, in Südtunesien.

Indem Sie Ihren Preis heute einem Afrikaner verleihen, schließen Sie sich, nach dem Vorbild der Bundesregierung, der umfassenden, auf ein gemeinsames Ziel hin strebenden Bewegung an, die Menschen und Völker dazu veranlaßt, unseren gesamten Planeten mit einem Netz von wirklichen gegenseitigen Verantwortungen und Bindungen zu überziehen. Damit Frieden herrsche.

Wir Senegalesen, wir Bewohner des nördlichen Sudan, die wir durch Geographie, Vorgeschichte und Geschichte sowie nicht zuletzt durch Rassenmischung auf unseren Platz unter den Tropen, zwischen Urwald und Mittelmeer verwiesen wurden, haben schon vor einer Generation unsere *Situation* analysiert, sie akzeptiert und beschlossen, unsere Friedensrolle zu spielen. An die Stelle einer *Négritude* des Ghettos und des Ressentiments wollen wir ein Negertum setzen, das in jenem *>Ur-Afrika<* verwurzelt ist und zugleich zum Mittelmeer hin offen bleibt, zum Mittelmeer, das ebensowohl Brücke nach Asien wie Brücke nach Amerika ist. Und was den *Ausgleich durch eine komplementäre Ergänzung der Gegensätze betrifft*, so wollen wir dieses Gleichgewicht jeweils als einzelne in uns selbst *verwirklichen*, aber zugleich auch dazu beitragen, daß jedes Volk einen solchen Ausgleich zu erreichen vermag. Schritt für Schritt können wir so in Zukunft - und ja auch schon heute - jene *Weltkultur* entstehen sehen, die ein gemeinsames Werk aller verschiedenen Kulturen sein wird, da alle Kontinente, alle Völkerschaften und alle Nationen an ihr mitwirken. Wenn ich sage *>alle Nationen<*, dann meine ich, daß alle - auch die kleineren und kleinsten Nationen - ohne jede Einmischung der Großmächte selber über ihre Entwicklung entscheiden. Ein solcher eigener Weg setzt jedoch sowohl politische als auch kulturelle *Freiheit* voraus.

Damit jedoch alle Völker und vor allem die Entwicklungsvölker der sogenannten *>Dritten Welt<* in diese weltweite Begegnung all ihren geistigen Reichtum und all ihre *>schlafenden Energien<* einbringen können, muß zunächst auf der Erde *wirtschaftlicher Friede* herrschen. Hier liegt das große Problem der internationalen Ge-

rechtigkeit, das die *Welthandels- und Entwicklungskonferenz der Vereinten Nationen* noch nicht gelöst hat. Es kann keinen Frieden geben, weil es keine Gerechtigkeit geben kann, solange ein und dieselbe Arbeit, ein und dasselbe Gut, ein und dieselbe Dienstleistung mit verschiedenem Entgelt bedacht werden, je nachdem, ob man mächtig oder schwach, Europäer oder Afrikaner, Nord- oder Südamerikaner ist. Ich spreche von dem bekannten Problem der sogenannten Verschlechterung der *>terms of trade<*, der Verschlechterung der *>Handelsbedingungen<*.

Aber die Feier, die heute morgen in der Geburtsstadt Goethes stattfindet, sowie unsere Anwesenheit in Deutschland lassen uns *hoffen*, sagen uns, daß ebenso, wie für die kulturelle Zusammenarbeit nichts verloren ist - das Gegenteil ist vielmehr der Fall -, wir auch die Hoffnung auf eine wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen gleichberechtigten Partnern - die eine Voraussetzung für die kulturelle Zusammenarbeit ist - nicht aufzugeben brauchen. Ich sage: nichts ist verloren, auch nicht für die politische Zusammenarbeit, trotz des gegenwärtigen Waffengeklirrs, das in Europa die alten Gegensätze und Bitterkeiten wieder aufleben läßt. Wir geben die Hoffnung auf einen Sieg des Friedens in der Welt um so weniger auf, als die Bundesregierung - eingedenk der Aufgabe, die dem großen Volk der Deutschen zufällt - ihr kaltes Blut bewahrt und gelassen reagiert hat. Sie hat begriffen, daß die Rolle Deutschlands darin besteht, auf den internationalen Konferenzen und Versammlungen jenem Ideal des harmonischen Gleichgewichts (*équilibre harmonieux*) und der Versöhnung der Gegensätze (*accord conciliant*), mit einem Wort: dem Ideal des *Friedens* zum Siege zu verhelfen, das die größten deutschen Geister so zutreffend bestimmt haben.

Wir wissen freilich, daß dieser Kampf, dieser Kreuzzug für den Frieden die Mitwirkung aller Nationen, der großen wie der kleinen, erfordert. Deswegen ist heute auch Senegal unter Ihnen vertreten. Seien Sie bedankt dafür, daß Sie es so ehrenvoll, aber vor allem so brüderlich unter sich aufgenommen haben.

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für einen kurzen Mitteilung dankbar.